

Wir Flüchtlingskinder. Eine unendliche Geschichte

HEIKE GRAF

Als Christine und ich beschlossen, vor dem Hintergrund der sogenannten Flüchtlingskrise vom Herbst 2015, einen Forschungsantrag zu diesem Thema vorzubereiten, stellten wir beide fest, dass wir selbst Kinder von Geflüchteten sind. Flüchtlingsschicksale gehören auch zu unserer eigenen Familiengeschichte, denn Christines Vater floh mit dem Schiff über die Ostsee von Ostpreußen nach Lübeck und meine Mutter mit Leiterwagen und Zug aus Schlesien in eine Kleinstadt in Sachsen. Beim Anblick der Bilder von langen Flüchtlingstrecks auf dem Weg nach Europa wurden die Erzählungen unserer Eltern über ihre Flucht vor rund 75 Jahren plötzlich lebendig. Damals, gegen Ende des 2. Weltkrieges, befanden sich bis zu 14 Millionen Deutsche auf der Flucht. Sie wurden entweder vertrieben oder flohen vor der herannahenden Roten Armee. Bis zu zwei Millionen kamen dabei um. Christines Vater und meine Mutter hatten ihre Heimat in Gebieten, die heute zu Polen gehören. Christines Vater baute sich ein neues Leben in Westdeutschland auf und meine Mutter in Ostdeutschland.

Wir wissen nur wenig über die Flucht- und Neusiedlungserfahrungen unserer Eltern. Diese Zeit war kein Thema am familiären Küchentisch. Nur wenn wir nachdrücklich fragten, wurden einige Begebenheiten erzählt. Aber in der Regel war es besser, die Vergangenheit ruhen zu lassen. Unsere Eltern waren damals noch sehr jung. Sie hofften nach der traumatisierenden Kriegserfahrung auf eine neue Chance für ihr Leben. Sie wollten lernen und sehnten sich nach Frieden, Ruhe und Stabilität. Und sie wollten ankommen in der neuen Heimat. Das forderte unendlich viel Kraft, Anpassungswillen und Konzentration auf die Gegenwart. Quälende Erinnerungen an die Vergangenheit störten da eher.

Erst wir in der zweiten Generation beginnen Fragen zu stellen und stellen fest, dass sich im weitesten Sinne die Geschichte wiederholt. Wir stellen auch fest, dass Migrationserfahrungen nichts Besonderes mehr sind. Denn 1989, der Fall der Berliner Mauer, war noch einmal ein Einschnitt in der großen Migrationsbewegung, jedenfalls der Ostdeutschen. Aber diesmal auf freiwilliger Basis. Viele migrierten nach Westdeutschland, weil sie dort Arbeit fanden, einige zogen weiter weg nach Amerika oder Australien oder,

so wie ich, nach Schweden. Auch Christine kam nach Schweden, was aber weniger mit dem Mauerfall zu tun hat, sondern eher mit Liebe. Es ist jedoch ein Unterschied, freiwillig auszuwandern oder zur Auswanderung durch Krieg und Verfolgung gezwungen zu werden.

In unserem gemeinsamen Projekt „The (dis)connected refugee“, finanziert von der Ostseestiftung untersuchen wir Flucht- und Neusiedlungserfahrungen von heutigen Geflüchteten in Schweden und Deutschland. Christine untersucht dabei insbesondere narrative Strukturen¹ in den Erzählungen der Geflüchteten und ich die Rolle der Medien in diesem Prozess.² Mit diesem Essay verlasse ich allerdings mein Metier und tauche ein in deutsche Geschichte. Damit folge ich einer Idee von Christine, die mich ermunterte, die Geschichte meiner Mutter aufzuschreiben. Ich frage mich, wie Flucht und Neubeginn in den Erinnerungen meiner Mutter vorkommen. Was wird nach über 70 Jahren überhaupt noch erinnert und was nicht? Was sagt uns das heute?

Als ich im Herbst 2015 im Zusammenhang mit der sogenannten Flüchtlingskrise meine Mutter fragte, ob sie von ihren Fluchterfahrungen erzählen möchte, zögerte sie nicht lange, und ich beeilte mich, die Memofunktion meines Telefons zu aktivieren. Als sie die langen Flüchtlingstrecks im Fernsehen sah, kamen auch bei ihr Erinnerungen hoch und sie meinte, wie sich doch die Bilder gleichen würden.

In unserem Gespräch wurden Geschehnisse aus der Vergangenheit rekonstruiert, und wir haben gemeinsam nach Erklärungen gesucht, wenn Lücken vorhanden waren. Da das Gedächtnis kein Archiv ist, das alles aufzeichnet und bei Bedarf abgerufen werden kann, sondern Vergangenes selektiv bereithält, angereichert durch Erfahrungen, Wissen und Wertungen aus der Gegenwart, verändert sich der Blick auf die Vergangenheit. Dabei hängen nach Niklas Luhmann Erinnern und Vergessen zusammen, denn die Hauptfunktion des Gedächtnisses besteht „im Vergessen, im Verhindern der Selbstblockierung des Systems durch ein Gerinnen der Resultate früherer Beobachtungen“.³ Beispielsweise sind die Ereignisse einer Flucht viel zu grausam und vielschichtig, um alles speichern zu können und auch

¹ Siehe z.B. Christine Farhan, “This day I regard as my first day in Sweden. The threshold-conception as a narrative device in refugee’s life stories aiming at creating trust” (Manuskript 2019).

² Heike Graf, “Media Practices and Forced Migration. Trust Online and Offline”, *Media and Communication* 6:2 (2018), S. 149–157.

³ Niklas Luhmann, *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, [Erster Teilband], [Kap.1–3] (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1997), S. 579.

zu wollen. Viel ist also vergessen. In unserem Gespräch entschuldigte sich meine Mutter manchmal für diese Erinnerungslücken, die sie selbst nicht begreifen konnte, weil es doch um einschneidende Erlebnisse in ihrem Leben ging. Durch das Vergessen wurde es ihr aber möglich, den Blick nach vorn zu richten und weiter zu gehen. Vergessen ist damit eine Möglichkeit zur „Verhinderungen von Selbstblockierungen“ und zur Reduzierung komplexer Zusammenhänge.⁴

Das Erinnern meiner Mutter vollzieht sich also in unserem gemeinsamen Gespräch aus der Sicht der Gegenwart und ist damit ein höchst komplexer kommunikativer Vorgang.⁵ Auch mein Vater war bei diesem Gespräch dabei. Er hörte schweigend zu und kommentierte nur an einigen Stellen die Erzählungen meiner Mutter, wenn eigene Erinnerungen aktiviert wurden. Das betraf insbesondere seine Erfahrungen mit der Familie meiner Mutter und auch zum Neuanfang in einer Kleinstadt in Sachsen, wo sie sich kennenlernten.

Die Familie meiner Mutter

Meine Mutter wurde 1930 als ältestes von drei Mädchen in einem kleinen Glashüttenort, Penzig, im damaligen Kreis Görlitz geboren, der zu Schlesien gehörte. Schlesien war „das kulturell reichste Land des alten deutschen Ostens (...) mit der Hauptstadt Breslau (...) barocken Kulturlandschaften, reichen Städte an der Oder (...) und dem großen Industrievier Oppeln“.⁶

Mein Großvater, der seit mehreren Generationen aus einer schlesischen Familie stammte, arbeitete als Maschinenschlosser bei der Kreisbahn in Görlitz. Meine Großmutter dagegen war keine gebürtige Schlesierin, sondern wuchs zunächst in Kiel auf und später durch die Versetzung ihres Vaters in Görlitz. Alle Verwandten meiner Mutter wie ihre Großeltern, Tanten, Onkeln wohnten relativ nah beieinander.

Regelmäßige Familientreffs standen damit auf der Tagesordnung. Besonders gern war meine Mutter bei ihrem ein Jahr älteren Cousin, „bei dem es immer so lustig war“.⁷ Auch heute noch rufen sie sich immer wieder

⁴ Luhmann 1997, S. 579.

⁵ Elena Esposito, „Social forgetting. A systems-theory approach“, in *Cultural memory studies. An international and interdisciplinary handbook*, Hg. Astrid Erll & Ansgar Nünning (Berlin: Walter de Gruyter, 2008), S. 181–189.

⁶ Andreas Kossert, *Kalte Heimat. Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945* (München: Siedler Verlag, 2008), S. 20.

⁷ Meine Mutter in unserem Gespräch vom November 2015.

an. Meine Mutter hat die Fotos aus dieser Zeit sorgfältig aufbewahrt und ein Foto hat mir immer besonders gut gefallen. Das ist kein steifes Großfamilienfoto aus einem Fotostudio, sondern eine besonders schöne Momentaufnahme. Da stehen dreizehn Verwandte locker beisammen. Meine Großmutter lehnt lässig und man kann fast behaupten wie eine Diva am Auto eines Verwandten mit ihrer einjährigen Tochter auf dem Arm. Mein Großvater ist in die Hocke gegangen und amüsiert sich über etwas, was außerhalb des Bildes stattfindet. Meine Mutter mit schwarzen langen Zöpfen und kariertem Kleid steht neben ihm und scheint etwas verwundert über das, was ihn belustigt. Die anderen folgen entweder vergnügt seinen Blick oder schauen lächelnd einander an oder in die Kamera. Nur ein Soldat in Uniform am Rande des Bildes zeugt vom herannahenden Krieg und scheint nicht richtig dazu zu gehören. Meine Mutter weiß auch nicht mehr genau, wer das war.

Die Frauen der Familie waren es gewohnt, zum Unterhalt beizutragen. Meine Urgroßmutter war Kriegswitwe (ihr Mann fiel im ersten Weltkrieg bei Verdun) und alleinerziehende Mutter meines Großvaters und arbeitete in einer Glasfabrik, wo zunächst auch meine Großmutter angestellt war bis sie später als Straßenbahnschaffnerin in Görlitz arbeitete. Meine Mutter mochte die Schule. 1945 war sie kurz vor dem Abschluss und wollte gern Lehrerin werden. Es war geplant, dass sie nach der Schule, das Lehrerseminar in Breslau (Wroclaw) besuchen sollte. Doch es kam anders, und die Schule konnte sie nie beenden.

In ihren Erinnerungen war es eine glückliche Kindheit. Der Familienzusammenhalt spielte eine große Rolle und machte Härten im damaligen Leben erträglich. In meinen Interviews mit heutigen Kriegsflüchtlingen aus Syrien entdeckte ich ähnliche Erzählmuster. Das Leben ist normal, der Zusammenhalt in der Familie spielt eine große Rolle und Probleme werden mit Hilfe von Verwandten und Bekannten gemanagt. Aber dann kommt der Krieg, der den Menschen den Boden unter den Füßen wegriißt.



Familienzusammenkunft im Jahr 1936, Familienbesitz.

Die Flucht

Mutter war 14 Jahre alt, als die Familie am 18. Februar 1945, knapp drei Monate vor Kriegsende, auf die Flucht gehen musste. Dieses Datum hat sich tief in ihr Gedächtnis eingebrannt. Obwohl es ein Wintertag war, lag kein Schnee, und die Temperaturen waren relativ mild. Ein Hauch von Frühling lag in der Luft. Die heranrückende Front war deutlich zu hören, und das Gerücht ging um, dass sich die Soldaten der Roten Armee an der deutschen Zivilbevölkerung für die Gräueltaten der deutschen Wehrmacht rächen würden. Nachbarn informierten meine Großeltern, dass sich in den nächsten Tagen ein Treck bilden würde für eine gemeinsame Flucht. Meine Mutter war krank und schwach auf den Beinen und das jüngste Kind der Familie erst 1,5 Jahre alt.

Nur was auf zwei Leiterwagen Platz fand, konnte mitgenommen werden. Da meine Mutter schon als junges Mädchen viel las, hätte sie gern Bücher mitgenommen. Dafür war aber kein Platz. So hat sie leere Schulhefte eingepackt, „was ja eigentlich Blödsinn war“, kommentierte sie.⁸ Aber selbst ein Schulheft war für sie ein wertvoller Besitz. Anders erging es den Rollschuhen, die sie nicht mit auf die Flucht nehmen durfte. Dass es später

⁸ Meine Mutter in unserem Gespräch vom November 2015.

ums nackte Überleben gehen sollte und all das keine Rolle mehr spielen würde, war ihr damals nicht bewusst.

Mein Großvater zog den großen Leiterwagen, Urgroßmutter den kleinen mit Unterstützung ihrer mittleren Enkelin. Meine Großmutter schob den Kinderwagen mit jeder Menge Gepäck und einem Kleinkind. Meine Mutter konnte sich ab und zu auf ein Fuhrwerk von mitreisenden Bauern setzen, da ihr die Kraft zum Laufen fehlte. Das Ziel der Familie war der Bahnhof von Görlitz, der ungefähr 15 km entfernt lag und von dort aus sollte es dann mit dem Zug weitergehen. Wegen der herannahenden Front konnten sie keinen direkten Weg nehmen und damit verlängerte sich ihr Fußweg. Meine Mutter weiß nicht mehr, ob sie einen oder zwei Zwischenstopps einlegen mussten. Aber an eine Nacht in einem Gasthof kann sie sich noch genau erinnern. Der gesamte Treck schlief im Speisesaal auf Strohsäcken. „Wir waren hundemüde und froh, uns hinlegen zu können“.⁹ Dann entdeckte jemand, dass die Gastwirtsfamilie über ihnen im 1. Stock tot im Bett lag. „Sie wusste wohl nicht mehr weiter und hatte sich das Leben genommen“.¹⁰ Am nächsten Tag trennte sich der Treck, und die Familie meiner Mutter setzte ihren Fußmarsch nach Görlitz fort.

In Görlitz wartete bereits der Zug für die weitere Flucht. Beim ersten Anhalt kamen sie einige Tage bei einem Bauern unter. Aber es dauerte nicht lange, bis die Front wieder zu hören war und die Fahrt weitergehen musste. Kurz vor der Weiterfahrt geriet der Zug jedoch unter Beschuss. Ein Familienvater, der noch schnell auf den Zug aufspringen wollte, wurde dabei tödlich von Panzerschüssen getroffen. Seine Familie saß schon im Wagen. „Es war schrecklich ... Da waren seine Frau, Kinder und Eltern“.¹¹ Die Erfahrung, nahe dem Tod gewesen zu sein, ist nicht aus dem Gedächtnis meiner Mutter verschwunden, denn sie fragte sich noch heute, was gewesen wäre, „wenn es die Lokomotive getroffen hätte oder uns alle im Wagen dahinter“.¹²

Der Zug fuhr bis zu einer Endstation und von dort sollte es mit einem anderen Zug weitergehen. Aber wieder waren die Geflüchteten umzingelt von der Front. Tiefflieger flogen Angriffe und Soldaten rannten in unterschiedliche Richtungen. „Das war die schlimmste Zeit, dauerndes Krachen und Schüsse und dabei die Angst, getroffen zu werden. Daran denke ich

⁹ Meine Mutter in unserem Gespräch vom November 2015.

¹⁰ Meine Mutter in unserem Gespräch vom November 2015.

¹¹ Meine Mutter in unserem Gespräch vom November 2015.

¹² Meine Mutter in unserem Gespräch vom November 2015.

auch heute immer wieder“.¹³ Es herrschte Chaos in diesem Ort. Die Familie suchte Schutz in einem Haus und wartete darauf, weiterflüchten zu können. Als es soweit war, – und ich entsinne mich, dass meine Mutter uns davon schon früher erzählt hatte – schwanden ihre Kräfte, sie konnte nicht mehr weiter und wollte zurückgelassen werden. Diese fürchterliche Erfahrung der Selbstaufgabe aufgrund totaler Erschöpfung und Hoffnungslosigkeit ist über all die Jahre nicht aus ihrem Gedächtnis verschwunden. Diese Schilderung hat mich schon damals tief erschüttert, und ich habe nie gewagt, das Thema weiter anzusprechen.

Planlos fuhr der Zug, der aus 2 bis 3 Waggons und einem Gepäckwagen bestand, kreuz und quer, von Ort zu Ort und machte dort Halt, wo ein Abstellgleis noch intakt war. Er hielt auch in einer kleinen Stadt in der heutigen Tschechischen Republik auf einem total zerbombten Bahnhof, wo „die Gleise hochstanden“.¹⁴ Hier sah meine Mutter das Ausmaß brutaler Zerstörung eines Bahnhofs mit Gleisen, die in den Himmel führen. Der Name des Ortes hat sich in ihr Gedächtnis eingepägt: Komotau im damaligen Sudetenland.

In den Erinnerungen meiner Mutter kommt Hunger während der Flucht nicht vor, sondern prägte eher die Zeit nach dem Krieg. Nahrung konnte immer irgendwie organisiert werden. Einmal, erzählte sie, kam ein Lazarettzug und sie trafen eine Krankenschwester, die meine Großmutter kannte. Sie gab ihnen etwas Konservensuppe. Meine Mutter kann sich nicht erklären, woher das tägliche Essen kam. Entweder war es mehr oder weniger da oder die übermächtigen Erinnerungen an die Grausamkeiten des Krieges haben Erinnerungen an Hungergefühle überlagert.

Die Irrfahrt dauerte ungefähr 10 Wochen und endete am 8. Mai 1945, dem Tag der Befreiung. Bei Kriegsende befand sich der Zug in Wehlen an der Elbe bei Bad Schandau. Auf dem Bahnhof waren viele russische Soldaten und die Angst vor Übergriffen bereitete sich unter den Mitreisenden aus. Die erste Reaktion meiner Mutter war, ihre goldenen Ohrringe mit Rubinsteinchen im Saum ihres Mantels zu verstecken. Das war ein Fehler, denn sie fand sie später nie wieder. Übergriffe fanden keine statt. Die Soldaten hatten wohl anderes zu tun.

Nach Kriegsende wollte die Familie wieder zurück, erst nach Görlitz zu Verwandten und zur Arbeitsstelle des Großvaters und dann weiter in den

¹³ Meine Mutter in unserem Gespräch vom November 2015.

¹⁴ Meine Mutter in unserem Gespräch vom November 2015.

Heimatort. Das war der Plan. So sollte es aber nicht kommen. Die Fahrt endete in Neustadt in Sachsen, ca. 90 km vor Görlitz. Die entscheidende Brücke, ein vierfacher Viadukt, war von der Wehrmacht gesprengt worden und damit war der Schienenweg versperrt. Der Aufbau der Brücke sollte noch Jahre dauern.

Während der Flucht wurde der Zug zu einem Zufluchtsort, aber auch zu einem Ort des Ausgeliefertseins. Er war immer wieder in Bewegung, als könnte er dem Krieg davonfahren und war doch mittendrin in den Grausamkeiten. Mit dem Zug verband sich auch die Hoffnung, irgendwo schließlich anzukommen und die Gräueltaten vergessen zu können. Es waren 10 Wochen unvergleichlicher existentieller Erfahrungen, die für zahlreiche Menschen Traumatisierungen hinterließen.

Neuanfang

Da also kein Zug nach Görlitz fahren konnte, suchte sich mein Großvater eine Arbeit, die er schnell beim Brückenbau fand. Damit entschied sich die Familie zunächst, in Neustadt zu bleiben. Eine Unterkunft wurde gebraucht, da sie immer noch im Zug wohnte. Auch sollte der Zug wieder für andere Zwecke benutzt werden.

Die Beschaffung von Wohnraum für Flüchtlinge und Vertriebene war damals eine dringende Angelegenheit für die Stadtverwaltung. Das war nicht einfach, da nicht genügend Wohnraum vorhanden war. Die Stadt geriet noch zu Kriegsende unter Beschuss, so dass 80 Prozent der Häuser rund um den Marktplatz zerstört worden waren. Hinzu kam die massenhafte Aufnahme von Geflüchteten und Vertriebenen nach dem 2. Weltkrieg. In die damalige sowjetische Besatzungszone (SBZ), die unmittelbar an die Herkunftsgebiete der Geflüchteten angrenzte, kamen vier Millionen Geflüchtete und Vertriebene, was ein Viertel der Bevölkerung ausmachte. Die SBZ hatte damals den größten Teil der deutschen Geflüchteten und Vertriebenen aufgenommen.¹⁵

Um Wohnungen bereitzustellen, wurde zunächst die Belegung von vorhandenem Wohnraum überprüft, erinnerte sich mein Vater. Er machte damals mit 16 Jahren (1948) seine ersten Berufserfahrungen in der Stadtverwaltung. Als Angestellter im Sozialamt war er verantwortlich für die Unterbringung von Vertriebenen aus Siebenbürgen. Wer zu große Wohnungen hatte, musste Zimmer abtreten. Älteren bedürftigen Menschen

¹⁵ Kossert 2008, S. 196.

wurde nahegelegt, ins Altersheim umzuziehen. Vater erinnerte sich an lange Schlangen von Vertriebenen im Amt und dass kein Unterschied zwischen Einheimischen und Geflüchteten gemacht wurde. Ihm war wichtig zu betonen, dass alle gleichbehandelt wurden. Bei Kossert ist zu lesen, dass insbesondere in der SBZ die Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen in die Dorfgemeinschaften, Städte und Gemeinden der Einheimischen gefordert wurde.¹⁶ Aufgrund der These von der Kollektivschuld in der NS Zeit sollten alle die Last der Wiedergutmachung tragen und Flüchtlinge und Vertriebene aufnehmen und integrieren. Aus politischen Gründen wurde anstelle von „Flüchtlingen“ und „Vertriebenen“ im Osten Deutschlands der Begriff „Umsiedler“ gebraucht.

Dass die Aufnahme nicht immer reibungslos zging, hatte meine Mutter erfahren. Einer sechsköpfigen Familie, inklusive meiner Urgroßmutter, wurde ein Zimmer in einer Villa, die eine wohlhabende Familie bewohnte, zugewiesen. Bis heute kann sie sich an das ungute Gefühl erinnern, als Eindringling behandelt zu werden. Meine Mutter kann sich an keine freundlichen Worte erinnern, sondern nur an verachtende und argwöhnische Blicke im Sinne von „wer weiß, was die hier noch mitgehen lassen“. Sie illustrierte die Herzlosigkeit der Familie anhand folgender Begebenheit. Als die Besitzerfamilie im Garten zu Mittag aß – und das war zu Zeiten der Hungersnot – stand die zweijährige Schwester meiner Mutter in der Nähe und schaute dabei zu und auf ihre Teller. Mutter hatte erwartet, dass die Familie ihr etwas von dem Essen anbieten würde. Aber nichts geschah, ihre kleine Schwester wurde ignoriert als wäre sie Luft.

Das waren die ersten Erfahrungen von Ablehnung, Ausgrenzung und auch sozialem Abstieg. In den Augen der Einheimischen sind Flüchtlinge Eindringlinge und dazu noch arm. Das sollte auch meine Großmutter erfahren, als sie von der Stadtverwaltung eine Adresse für eine freie Wohnung erhielt. Als sie die Wohnung besichtigen wollte, fragte die Hauswirtin, ob sie, ein Flüchtling, sich die Wohnung überhaupt leisten könne. Großvater hatte mittlerweile eine gutbezahlte Arbeit in Dresden und der Mietspreis wäre nicht das Problem gewesen. Großmutter war eine stolze Frau und das hatte sie tief gekränkt. Sie hat die Wohnung abgelehnt.

Meine Familie hat die Flucht rein physisch überlebt, für die Bearbeitung der psychischen Narben gab es jedoch keine Zeit und es kamen noch neue Wunden hinzu. In einer solchen entwürdigenden Situation wiegt der

¹⁶ Kossert 2008, S. 194.

Verlust der Heimat schwer. Die neue Umwelt war anders, und die Familie war auf sich allein gestellt ohne die Hilfe von Verwandten und Nachbarn. Sie wussten auch zunächst nichts von ihren Angehörigen. Gerade in Momenten erlebter Feindseligkeit spürte meine Mutter großes Heimweh.

Doch meine Großmutter ließ sich nicht entmutigen und lief ständig zum Amt und bekam schließlich eine neue Unterkunft für ihre Familie. Sie musste dafür viel Ausdauer, Selbstüberwindung und Willenskraft zeigen. Sie nahm die Geschicke ihrer Familie in die eigene Hand und übernahm nun Aufgaben, die früher von ihr als Frau nicht abverlangt wurden.

Die erste Wohnung, die die Familie endlich beziehen durfte, war eine Zweieinhalbzimmerwohnung, die – bis zum Wechsel ins Pflegeheim – von zwei älteren Damen bewohnt war. Die Toilette war auf halber Treppe und die Wohnung voller Ungeziefer. Meine Mutter erinnert sich noch gut daran, dass sie nachts kein Auge zumachte, um den Attacken der Wanzen zu entgegen. Noch heute, sieht sie vor sich, wie die Wanzen hinter den Bildern, die die älteren Damen zurückgelassen hatten, hervorkrochen und sich auf die Opfer herabfallen ließen. Wieder musste meine Großmutter bei den Behörden kämpfen, bis sie die Zusage für den Besuch eines Kammerjägers erhielt.

Das Bett meiner Mutter im Wohnzimmer der Familie bestand lediglich aus Brettern, die auf zwei Stühlen lagen. Geflüchteten und Vertriebenen wurde zwar eine Soforthilfe in der SBZ gezahlt, doch war diese nicht viel wert, weil kaum Waren vorhanden waren.

Neben der Suche nach einer Unterkunft war der quälende Hunger das größte Problem. Die Einheimischen konnten sich noch gegenseitig helfen, hatten oft kleine Gärten und konnten sich damit über die schlimmste Not retten. Auf der Suche nach Essbarem musste meine Großmutter einfallreich sein. So hatte sie erfahren, dass ein Onkel bei polnischen Bauern arbeitete. Sie fuhr zu ihm und konnte ein ganzes Brot für teures Geld kaufen. Meine Mutter kann sich noch genau an die Situation erinnern, als meine Großmutter ihren Einkauf auspackte und der ganze Raum vom Duft des frischen Brotes erfüllt war. Das war ein Moment des Glücks.

In diesen Zeiten der Hungersnot waren sie besonders abhängig vom Wohlwollen und Mitleid fremder Menschen. Großmutter sah sich gezwungen, ihre Kinder loszuschicken, um bei Bauern und Nachbarn nach Obst, Gemüse oder Kräutern aus dem Garten zu fragen. Um nicht als Bettler zu erscheinen, boten sie Bezahlung an. Die Hungersnot führte jedoch dazu, dass meine Mutter 1947 mit Hungertyphus ins Krankenhaus eingeliefert wurde. Die Familie war in großer Sorge und meine Urgroß-

mutter lief durch mehrere Dörfer auf der Suche nach Eiern für ihre Enkelin. Obwohl sie Eier im Krankenhaus abliefern konnte, hat wohl meine Mutter sie nie zu essen bekommen.

Es gab aber auch Erinnerungen an Taten der Nächstenliebe. Meine inzwischen 17-jährige Mutter wollte so gern etwas Neues anziehen und die abgetragene Kleidung ersetzen. Sie fragte immer wieder in einem Stoffladen nach Kleiderstoff, den es aber nicht gab. Die Besitzerin hatte wohl Mitleid mit ihr und gab meiner Mutter ihr altes Tanzschulenkleid. Daraus nähte sich meine Mutter ihr Wunschkleid. Noch heute ist sie sehr dankbar dafür und kann das Kleid bis in das kleinste Detail beschreiben. In dem neuen Kleid verschwand ihr Makel eines Flüchtlings; sie war in erster Linie eine „normale“ junge Frau ohne stigmatisierende Vergangenheit.

Für die Familie meiner Mutter gab es kein Zurück mehr und mit dem Potsdamer Abkommen von 1945, das u.a. die Oder-Neiße-Grenze festlegte, wusste sie, dass ihr Heimatort nun zu Polen gehörte. Das Kapitel einer möglichen Rückkehr war damit abgeschlossen. Großvater hatte Arbeit und Großmutter hat alles unternommen, um sich mit der neuen Umgebung anzufreunden. Über die alte Heimat wurde nie wieder gesprochen. Auch Urgroßmutter soll das Thema nicht mehr berührt haben. „Sie hat es wohl verdrängt“¹⁷, befürchtete meine Mutter, denn für die ältere Generation war es ein besonders schwerer Verlust. Das Wichtigste war jedoch, dass alle Familienmitglieder am Leben waren und dass sie schrittweise ein neues Leben aufbauen konnten. Was sie an materiellen Dingen zurücklassen mussten, war dagegen von geringerem Wert, auch wenn sie sich in den ersten Jahren wie Bettler fühlten. Der Blick wurde nach vorn gerichtet. Die Vergangenheit konnte nicht mehr zurückgeholt werden. Hinzu kam die politische Haltung der DDR-Regierung, die der Trauer um verlorene Heimat misstraute und sie als Revanchismus und Kriegshetze bezeichnete. Da blieb wenig Raum für Bewältigungsarbeit.

Anders war es für die Familienmitglieder des Lieblingscousins meiner Mutter. Sie flohen früher als die Familie meiner Mutter mit Hab und Gut im Pferdewagen über die Neiße und siedelten am anderen Ufer in Zodel, um nach Kriegsende schnell wieder nach Hause zu können. Als der Krieg beendet war, kehrten sie im Mai 1945 in ihr Haus zurück. Sie konnten jedoch nicht ahnen, dass sie Ihr Zuhause erneut verlieren würden. Kaum angekommen, wurden sie zu Vertriebenen, denn alle Deutschen mussten

¹⁷ Meine Mutter in unserem Gespräch vom November 2015.

das Gebiet verlassen, das nun zu Polen gehörte. Diesmal durften sie nur Handgepäck mitnehmen und die älteste Tochter der Familie wurde zu Zwangsarbeit verpflichtet und dabehalten. Die Familie hielt sich dann wieder in Zodel an der Grenze auf, um auf die Tochter zu warten. Sie sollte jedoch nie kommen. Sie ertrank auf einem Fluchtversuch über die Neiße. Die Eltern haben sie aus dem Fluss nur noch tot bergen können. Die Tochter wurde in Zodel beerdigt, wo sich die Familie dann auch niedergelassen hat.

Von diesem tragischen Geschick hat die Familie meiner Mutter erst später erfahren. Sie wusste auch nicht, dass ihre Verwandten nach Kriegsende wieder in ihren Heimatort zurückfuhren. Hätten die Familien wie heutige Geflüchtete in ständigem Kontakt zueinander gestanden, wären womöglich Familienentscheidungen beeinflusst worden. Vielleicht wären die Familien gemeinsam wieder zurückgekehrt. Dazu kam, dass niemand damals glaubte, dass die Ostgrenze so verlaufen würde, wie sie im Potsdamer Abkommen festgelegt worden war und auch die SED-Führung rechnete mit gewissen Korrekturen, d.h., dass zumindest Territorien mit rein deutscher Bevölkerung wie in Schlesien wieder zu Deutschland fallen würden.¹⁸ Da kein Kontakt unter den Verwandten bestand, wusste man auch nicht, wer noch am Leben war. Die Familie meiner Mutter war damit auf sich allein gestellt und verblieb im Ankunftsort. Das hat ihr womöglich weiteres Leid erspart.

Da meine Mutter wie viele ihres Jahrgangs aufgrund der Flucht, ihre Schule nicht beenden konnte, wollte sie gern die letzte Klassenstufe nachholen und die Mittelschule besuchen. Dazu hätte sie in ein Nachbarort fahren müssen, was nicht ging. Auf meine Frage, warum nicht, erklärte Mutter es mit „Versorgungsproblemen“. Sie wäre länger von zu Hause weg gewesen und die Familie hätte ihr nicht genügend Nahrungsmittel mitgeben können. Vermutlich war meine Großmutter auch beunruhigt über die Gesundheit meiner Mutter in den Hungerjahren. Da war es sicherer, sie zu Hause zu haben. Vielleicht war es auch der Drang, in der Fremde alle nahe beieinander zu wissen und schon mein Großvater musste weiter bis nach Dresden zur Arbeit. Aus heutiger Sicht wäre es keine lange Fahrt gewesen, aber in einer fremden Umgebung wird auch ein kurzer Fahrweg zu einem langen.

¹⁸ Kossert 2008, S. 218 ff.

Die einzige Schule, die sie besuchen konnte, war eine Haushaltungsschule im Ort. Das war eine traditionelle Schule für mittellose Mädchen, um ihnen eine Chance im Leben zu geben, z.B. als Haushaltshilfe in wohlhabenden Familien. Mutter fühlte sich fremd in dieser Schule, denn alle kannten sich und sie war die Neue, das arme „Flüchtlingsmädel“. Um Kochen zu lernen, brauchte man Nahrungsmittel, die die Schule nicht anbieten konnte. Die Schülerinnen wurden deshalb aufgefordert, selbst Lebensmittel mit in die Schule zu bringen. Da waren nun Beziehungen zu Bauern gefragt. Da meine Mutter niemanden kannte, konnte sie nicht viel dazu beitragen, was ihre Außenseiterrolle weiter verstärkte.

Mutter begann, Arbeit zu suchen und arbeitete stundenweise in einer Art Spielzeugfabrik, die ein Nachbar eröffnet hatte. Sie kann sich noch genau an den Stundenlohn erinnern. Es waren 19 Pfennig, aus heutiger Sicht ein lächerlicher Betrag. Sie aber war stolz über ihr erstes selbstverdientes Geld.

Später, als die Deutsche Post Arbeitskräfte suchte, erlernte sie den Beruf einer Telefonistin und arbeitete einige Jahre in diesem Beruf auch nach der Geburt des ersten Kindes, da mein Vater studierte und sie allein für den Unterhalt der Familie sorgte. An diese Zeit erinnert sie sich gern zurück, besonders an die Kolleginnen, mit denen sie viel Spaß hatte und weil sie vielleicht auch spürte, dass sie angekommen und kein Flüchtling mehr war.

Als Frau und Geflüchtete war meine Mutter doppelt benachteiligt. Sie sprach zwar die gleiche Sprache wie die Einheimischen, hatte aber einen etwas anderen Dialekt und war damit leicht zu identifizieren. In einer Kleinstadt, in der man sich in der Regel von der Schule her kannte, war man die „Neue“ und das waren damals die sogenannten Umsiedler, die mit nichts kamen und auch nichts hatten. In ihrem Heimatort wäre meine Mutter Lehrerin geworden, in dem neuen Ort, waren ihre Entwicklungschancen äußerst begrenzt. Als Mädchen aus der „untersten Schicht“ blieb ihr lediglich die Haushaltungsschule und an ein Studium war nicht zu denken. Als sie dann auch ihre eigene Familie gründete, blieb ihr Spielraum als Mutter weiter eingeschränkt.

Aus der heutigen Sicht bedauerte mein Vater, dass er sie damals nicht zum Studium „mitnahm“. Sie hätten gemeinsam studieren können, sagte er im Rückblick. Mein Vater kam zwar auch aus einfachen Verhältnissen, aber als Einheimischer hatte er ein Netz von sozialen Kontakten, die es ihm ermöglichten, über den häuslichen Tellerrand zu blicken und eine neue Welt zu erobern. Ein Freund ermutigte ihn, mit Hilfe der Arbeiter- und Bauernfakultät – eine besondere Förderung von Arbeiter- und Bauern-

kindern – das Abitur zu machen und ein Universitätsstudium aufzunehmen. In der Familie meiner Mutter ging es in den ersten Jahren ums reine Überleben und um die schrittweise Anpassung an die neue Umgebung. Da blieben Wünsche auf der Strecke.

Die verlorene Heimat in der DDR

Meine Großeltern sahen ihren Heimatort nie wieder. Nur meine Mutter machte in den siebziger Jahren, etwa 30 Jahre nach ihrer Flucht, einen Tagesausflug in ihre alte Heimat. Ich war mit dabei und wir fuhren mit dem Bus von Görlitz über die Grenze in ihren Heimatort. Ich kann mich noch gut erinnern, wie sie schweigend durch den Ort gegangen ist und ihre Straße kaum wiedererkannte. Ihr Haus stand nicht mehr und die Straße war „irgendwie zu kurz“.¹⁹ Die Bomben hatten viele Lücken hinterlassen, die nicht wieder geschlossen worden waren, da vermutlich kein Bedarf an Wohnraum vorhanden war. Der Bürgersteig war grasüberwachsen, ein Zeichen dafür, dass er kaum benutzt wurde oder metaphorisch gesehen, dass Gras über die deutsche Geschichte gewachsen war. Die Straßennamen waren polnisch und nichts erinnerte mehr an die deutsche Vergangenheit. Der Ort hieß jetzt Piensk. Alles schien ihr fremd. Das war nicht mehr der Ort ihrer Kindheit. Nur vor einem stattlichen und gut erhaltenen Gebäude stand sie lange: ihrer alten Schule.

In unserem Gespräch habe ich meine Mutter nach ihren Erinnerungen an diese Reise gefragt. Sie hatte viel schon vergessen, denn der Ausflug war in der Erinnerung nicht mehr so wichtig für sie. Die Reise hatte ihr bestätigt, was sie ohnehin schon wusste. Es ist nicht mehr ihre Heimat, auch nicht mehr ihre verlorene Heimat. Es ist Piensk.

Anders war es bei ihrem Cousin, der den Kontakt zur alten Heimat nie aufgegeben hat. Zu DDR-Zeiten fuhr er oft über die Grenze und freundete sich mit den neuen Bewohnern im damaligen Haus seiner Eltern an. Als Architekt gab er ihnen Ratschläge zur Renovierung und auch finanzielle Unterstützung, damit es in seiner Ursprünglichkeit bewahrt werden konnte. Er war aktiv in Verbänden zur Unterstützung der deutsch-polnischen Freundschaft. Das war für ihn eine Strategie zur Bewältigung und auch zur Bewahrung von Erinnerungen an das Elternhaus. Hierbei half womöglich auch die DDR-These von der damaligen Kollektivschuld. Die Deutschen hatten den Krieg angezettelt und mussten die Folgen tragen und dafür Verantwortung übernehmen. Das

¹⁹ Meine Mutter in unserem Gespräch vom November 2015.

bedeutet in der Konsequenz, dass ihnen kein Unrecht widerfahren ist, wenn ihnen Hab und Gut weggenommen wurde.²⁰

Anfang der fünfziger Jahre wurde in der DDR das Kapitel von Flucht und Vertreibung abgeschlossen. Es wurde offiziell erklärt, dass Geflüchtete und Vertriebene erfolgreich integriert worden seien und dass kein Unterschied mehr zwischen ihnen und den Einheimischen gemacht werde. Das Thema war insbesondere im kalten Krieg so ideologisch überfrachtet, so dass es zum Tabu wurde.²¹

Was in der Politik nicht thematisiert wurde, war jedoch Gegenstand in Literatur und Film.²² Hier war ein gewisser Spielraum vorhanden. Wir, meine Eltern und ich, können uns noch gut an die populäre Fernsehserie „Wege übers Land“ von 1968 erinnern (ich habe sie vermutlich erst später in der Wiederholung gesehen). Sie war ein „Straßenfeger“, wie es meine Mutter ausdrückte.²³ Sie handelt vom Schicksal einer Kleinbäuerin aus Mecklenburg im 2. Weltkrieg, die dem Ruf nach Besiedelung der eroberten Gebiete im Osten folgt und einen enteigneten polnischen Gutshof bewirtschaftet. Sie wird Zeugin der brutalen Vertreibung der Einheimischen aus dem Dorf durch die Deutschen und wird selbst zum Flüchtling, als die Erfolge der Wehrmacht ausbleiben. Die Bilder von der Flucht zeigen endlose Straßen mit Flüchtlingstrecks, winterliche Kälte, Einschüsse und Verwüstungen. Damit steht ihr Schicksal nicht als Einzelschicksal, sondern symbolisiert das Schicksal vieler Geflüchteter. Es ist eine Geschichte von einer starken Frau und von Schuld, denn die Deutschen haben den Krieg verursacht und die Polen von ihren Höfen vertrieben. Deutsche haben davon profitiert und die Höfe übernommen wie die Protagonistin. Sie ist nicht nur Opfer, sondern auch Mittäterin. Es ist eine komplexe Geschichte von Ungleichheit und Ungerechtigkeit im Deutschen Reich, von Entnazifizierung und Neuanfang und schließlich Integration in die neue Gesellschaft der DDR.

Der Neuanfang ist auch im Film nicht konfliktfrei. Da wird die Reaktion der Einheimischen angesprochen, die sich kritisch darüber äußern, dass die Geflüchteten und Vertriebenen mit nichts kommen, als wenn ihnen ein

²⁰ Erst nach der Wiedervereinigung wurde das Unrecht anerkannt und ein Lastenausgleich gezahlt.

²¹ Kossert 2008.

²² Bill Niven, „On a supposed taboo. Flight and refugees from the East in GDR film and television 1“, *German Life and Letters* 65:2 (2012).

²³ Die Serie hatte eine Einschaltquote von 77,7 % laut Wikipedia, *Wege übers Land*, o. J., https://de.wikipedia.org/wiki/Wege_übers_Land#Handlung [Stand 2019-08-02].

Umzugswagen zur Verfügung gestanden hätte. Im Film geht es um das Teilen von knappen Ressourcen mit Fremden und mittellosen Einheimischen. Es geht auch um Herkunft und Bewältigung der Vergangenheit. „Man hat ja keine Zeit rumzugrübeln“, stellt die Hauptfigur fest. Verdrängung findet statt, denn die Alltagsorgen sind übermächtig. Als ein junger Mann um die Hand der mittlerweile erwachsenen (adoptierten) Tochter der Hauptfigur anhält, meint die Protagonistin, dass es nun Zeit sei von ihrer Herkunft zu berichten. Der junge Mann wehrt ab und antwortet schnell mit den Worten: „Ich finde es nicht so wichtig, wo jemand herkommt. Mala kommt aus Polen. Ich weiß. Ich aus Gera. Na, schön. Ist nicht so wichtig. Wohin, das ist wichtig. Und wir nehmen uns beide einfach an die Hand“.²⁴

Dieses Zitat spiegelt die Zukunftsorientiertheit und den Optimismus der damaligen Zeit in der DDR wider. Der (richtige) Blick nach vorn ist alles, was zählt. Nachtrauern der alten Heimat gefährdet den Frieden und damit auch den inneren Frieden. Es ist besser zu vergessen, und sich an die neue Umgebung und neue Situation anzupassen. Das ist eine Form von Bewältigungsstrategie, die in den damaligen Zeitgeist passte, aber von nicht allen akzeptiert wurde. Das führte dann auch dazu, dass viele Vertriebene weiter in den Westen Deutschlands flohen. Das bedeutet auch, dass Menschen mit traumatischen Erfahrungen damals allein gelassen wurden.

Meine Mutter sagte zum Abschluss unseres Gesprächs – unter dem Eindruck der „Refugee Welcome“ Bewegungen – dass die Menschen heute klüger seien und dass der Umgang mit Geflüchteten mehr auf gegenseitige Akzeptanz und Empathie beruhen würde. Heute, 2019, bin ich mir nicht mehr so sicher, denn es gibt schockierende Parallelen in den Reaktionen der Aufnahmegesellschaft von damals und heute. Und das betrifft sowohl Deutschland als auch Schweden. Das bezeugen die Interviews, die wir mit Geflüchteten geführt haben. Ihnen gemeinsam ist die Erfahrung im neuen Land, insbesondere in der ersten Zeit, von „anxiety, instability, or outsider-position“, wie es bei Christine zu lesen ist.²⁵ Ihr Selbstwertgefühl ist am Boden und sie fühlen sich fremd und abgewertet in der neuen Umgebung.

In der Politik der heutigen Aufnahmegesellschaften werden – wie damals – Flüchtlinge vorrangig als „Problem“ betrachtet und mit „Krise“ verk-

²⁴ Fernsehserie, *Wege übers Land*. Teil 4. Regie: Helmut Sakowski. Drehbuch: Martin Eckermann/Helmut Sakowski. DDR. DFF. 6 Teile (1968). Fassung: Youtube: https://www.youtube.com/results?search_query=wege+übers+land [Stand 2019-08-03]

²⁵ Farhan 2019, S. 6.

nüpft.²⁶ Es gilt die „Flüchtlingskrise“ zu lösen, da sie die Sicherheit und Stabilität des Landes gefährden würde. Dabei sind schnelle Lösungen gefragt, wie z.B. das Schließen der Grenzen, um neue Geflüchtete abzuwehren. Zeit für Reflektionen bleibt kaum, wenn ein „Problem“ aus der Welt geschafft werden soll. Aber was ist eigentlich das Problem?

Wir sind Teil einer unendlichen Geschichte.

Literatur

- Esposito, Elena, „Social forgetting. A systems-theory approach“ in *Cultural memory studies. An international and interdisciplinary handbook*, Hg. Astrid Erll, & Ansgar Nünning (Berlin: Walter de Gruyter, 2008), S. 181–189.
- Farhan, Christine, „*This day I regard as my first day in Sweden*“. *The threshold-conception as a narrative device in refugee's life stories aiming at creating trust* (Manuskript, 2019).
- Graf, Heike, „Media Practices and Forced Migration. Trust Online and Offline“, *Media and Communication* 6:2 (2018), S. 149–157.
- Kossert, Andreas, *Kalte Heimat. Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945* (München: Siedler Verlag, 2008).
- Luhmann, Niklas, *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, [Erster Teilband], [Kap.1–3] (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1997).
- Niven, Bill, „On a supposed taboo. Flight and refugees from the East in GDR film and television 1“, *German Life and Letters* 65:2 (2012), S. 216–236.
- Nyers, Peter, *Rethinking refugees. Beyond states of emergency* (New York: Routledge, 2006).
- Wikipedia, *Wege übers Land*, o. J., https://de.wikipedia.org/wiki/Wege_übers_Land#Handlung [Stand 2019-08-02].

Film

- Fernsehserie, *Wege übers Land*. Teil 4.
- Regie: Helmut Sakowski. Drehbuch: Martin Eckermann / Helmut Sakowski. DDR. DFF. 6 Teile (1968). Fassung: Youtube: https://www.youtube.com/results?search_query=wege+übers+land [Stand 2019-08-03]

²⁶ Peter Nyers, *Rethinking refugees. Beyond states of emergency* (New York: Routledge, 2006), S. 6.